

Buchtipp des Monats Februar

Lothar Schöne, Das Labyrinth des Schattens. Roman, Klöpfer und Meyer, Tübingen 2010, 300 Seiten, ISBN-13: 978-3940086433

„...die Welt, die Sie wahrnehmen, ist entstanden durch die ununterbrochenen Beschreibungen, die man von ihr gibt. Das Erzählen von der Welt hält die Welt in Schwung. Das Erzählen von ihr macht sie überhaupt erst fassbar. Die Erzähler sind die Bauherren der Welt.“ (269) Das sagt Luzifer persönlich zur Ich-Erzählerin des neuen Romans von Lothar Schöne, zu Sabina Esther Morane.

Es ist ein kluges Buch, das Lothar Schöne geschrieben hat, glücklicherweise nicht so klug, dass das Erzählen darunter leiden müsste. Stilistisch erinnert das Buch bisweilen an den magischen Realismus in der lateinamerikanischen Literatur oder auch an die Erzählweise eine Gustav Meyrink in „Der Golem“.

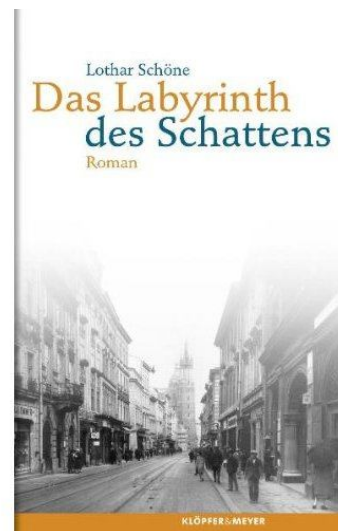
Aber zunächst zum Inhalt: Die Stuttgarter Journalistin Sabina Esther Morane bekommt von ihrer Zeitschrift den Auftrag, eine Reportage über das jüdische Krakau zu machen. Sie fliegt von Stuttgart dorthin. Schon im Flugzeug lernt sie einen Mann kennen, den sie während des gesamten Krakau-Aufenthaltes immer wieder treffen wird: Esra Dreichwerd, so stellt er sich später vor.

Morane hat den Auftrag gern angenommen, weil ihre Herkunftsfamilie aus Krakau stammt und sie hofft, dort einem alten und ungelösten Familiengeheimnis auf die Spur zu kommen. Nicht zuletzt durch so genannte Rückführungen gerät sie immer wieder in eine Zeit, als ihre Urgroßeltern noch lebten, als ihre Großeltern sich verlieben und heiraten.

Es ist das alte jüdische Krakau in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, von dem hier erzählt wird, das Ambiente eines Rabbinat-Studiums etwa auch. Wie ein Schatten begleitet Marane ein zwölfjähriges Mädchen, Tovosch genannt, von dem später klar wird, dass es sich dabei um Moranes Mutter handelt.

In immer neuen Rückblenden gelangt Morane auf unterschiedliche Zeitebenen, in die blühende Zeit Anfang der 20er Jahre, in die Zeit als in Deutschland der Nationalsozialismus seinen Siegeszug antritt, in die Zeit, als auch in Polen der Antisemitismus wächst. Und natürlich lebt sie immer auch in ihrer Gegenwart, in der sie stets auf Esra Dreichwerd trifft, der sich in sie, eine glücklich verheiratete Frau mit Kind, offensichtlich verliebt hat.

Überhaupt werden vielfach Liebesgeschichten in diesem Buch, das eben auch der Frage nachgeht, welche Bedeutung Liebe und Leidenschaft für den Menschen haben mögen. Auf die Frage nach seiner Herkunft antwortet Dreichwerd mit einem Jesaja-Zitat: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern.“



Der Morgenstern ist Luzifer und der Name Esra Dreichwerd nichts anderes als ein Anagramm von „Der Widersacher“. Es ist der Widersacher, der himmlische Staatsanwalt, der auch zu Beginn des biblischen Hiob-Buches vorkommt. Um dieses Buch der Bibel geht es in wiederholten Ansätzen auch in diesem Roman. Es ist die alte Frage, wie das Böse, wie das Leid in die Welt kommt, es ist die Frage, welches Gottesbild hinter dieser Frage steckt, es ist die Frage nach dem Schicksal des jüdischen Volkes und seinem Gottesverhältnis.



Dabei erliegt Lothar Schöne nicht der Versuchung, den Teufel als Monster darzustellen., das ist er im Hiob-Buch ebenfalls nicht. Im Roman ist Dreiwert ein musikalisch begabter, gut aussehender, durchaus verführerischer Mann, dem es vor allem darum geht, endlich geliebt zu werden. Ab und an riecht es dann doch nach Schwefel, Kälte kommt auf und die obligatorischen Fledermäuse tauchen auf, ein kleiner Tribut an die der späten Romantik verwandte Erzählweise von Lothar Schöne. Das Ende des Romans sei hier nicht verraten: Es ist so unbefriedigend wie das Ende des Hiob-Buches. Allerdings geht es wohl auch nicht um das Ende, es geht dem Buch um den Prozess des Erzählens und der Reflexion. Und da finden sich spannende Hinweise vielfacher Art.

In einem Gespräch zwischen Wolf, Sabinas Urgroßvater, und Tovosch geht es um die Frage „Kannst Du mir sagen, warum Gott Hiob soviel Leid schickt?“ Der Großvater erzählt auf diese Frage hin eine Geschichte: „Einmal spielte auch Jehudi mit seinem Freund Moshe Verstecken. Jehudi...wartete und wartete..., aber Moshe fand ihn nicht. Schließlich kam Jehudi aus seinem Versteck – und was stellte er fest? Moshe war nirgends zu sehen. Da merkte Jehudi, dass sein Freund ihn überhaupt nicht gesucht hatte... So geht es auch Gott, er verbirgt sich, aber keiner will ihn suchen.“ (65 f). Das ist eben keine Antwort auf Tovoschs Frage.

Gerade mit dem Ende des Hiob-Buches setzt sich der Roman auf immer wieder neue Weise auseinander: Was hat Gott gegen die Freunde Hiobs, die doch offensichtlich in der Sache Gottes sprechen? Warum grollt er ihnen? Die Antwort des Romans: Weil sie eben doch nicht die Sache Gottes vertreten, sondern Argumente suchen zur Rettung ihres längst ideologisch gewordenen Glaubens. Gleichzeitig wird allerdings auch die Frage nach dem Gottesbild am Ende des Hiob-Bildes gestellt: Gott tritt dem Hiob, der Antwort einfordert, im Sturm gegenüber und brüstet sich seiner Macht, seiner Schöpferfähigkeit. Ist er also im Grunde nichts als ein aufgeblasener Angeber-Gott? Auch hier: Der Roman weist diese Antwort ab, er findet aber selbst keine Antwort sondern bleibt im Fragen.

Und das ist das reflexiv Spannende an diesem Buch: Es werden viele Fäden verwoben, es entsteht tatsächlich „Textura“, allerdings wird in dieser Textur, in diesem Text kein Muster deutlich, im Gegenteil, am Ende stehen mehr Fragen im Raum als vor der Lektüre: „Glaubst du, dass ein Buch dir etwas über das wahre Leben erzählt?“ – so lautet die Frage die Moranes Urgroßmutter ihrer Tochter stellt.

Und die Gläubigen? Augerechnet der Widersacher behauptet in diesem Roman, Gott schon oft gesehen zu haben: „Ich bin kein Atheist, oh nein. Denn ich habe Gott schon oft gesehen.“ (286) Dreichwerd hat ihn unter dem Vorzeichen verschiedenster Religionen gesehen, in Pagoden,

Synagogen und Domen, nur ist er, der Widersacher, eben nicht anbetungsfähig. Die Gläubigen von heute verachtet er, sie sind ihm zum einen zu fundamentalistisch und zum andern zu verstaubt: „Der Gläubige braucht einen starken Atheisten als Gegner, aber wo findet er den? Er findet nur Gleichgültige. Und er selbst ist zu einer Jammergestalt verkommen, die beim ersten Hieb zu Boden geht und dabei Halleluja singt. Sprüche aus Staub sind sein Katechismus, Rituale aus Mief seine Religiosität.“ (287)

Gleichwohl sind die in den Roman verwobenen Liebesgeschichten von hoher Bedeutung für das Fragen und Suchen des Romans nach der Überwindung von Leid, Bösem und Scheol. Der Roman beschränkt sich nicht auf den im Shirhaashirim, im Lied der Lieder angestimmten Gesang: „Die Liebe ist stark wie der Tod.“ Die jüdischen Gelehrten, auch Morane selber wissen anderes: Die Liebe ist stärker als die Scheol, die Unterwelt, sie überwindet das Leid und das Böse, die Einsamkeit und die Erstarrung. Insofern gibt das Buch implizit dann doch eine latente Antwort: Nicht das Erklären oder Verstehen erlösen vom Leiden, gar vom Bösen. Nur versteht der Widersacher davon nichts, eine bloße Sehnsucht nach dieser menschlichen Erfahrung treibt ihn um, was aber, wenn sie ihm zu Teil würde?

Es mag sich so anhören, als sei das Buch Schönes voller schwerlastiger Dialoge. Das ist ein falscher Eindruck: Insbesondere durch Tovosch kommen immer wieder heitere, manchmal vertrackte Fragen ins Spiel: „Wer bürstet dem grünen Gras die Haare?“ Und auch Morane selbst verfügt über derlei Humor, wenn sie fragt, warum Gott die Kinder Israels 40 Jahre durch die Wüste ziehen lässt und sie dann ausgerechnet in ein Land führt, wo es keinen Tropfen Öl gibt.

Und doch findet das Buch stets seinen Weg zu den Grundfragestellungen zurück. Dabei sind manche Antworten wahrhaft teuflischer Art: „... es gibt eine Parallele zwischen Deutschen und Juden. Es gibt zwei Gesichter der Auserwähltheit... So wie die Juden vor langer Zeit auserwählt wurden, so sind die Deutschen im letzten Jahrhundert auserwählt worden... Sie wurden auserwählt, die Grenzen der Menschlichkeit auszuloten.“ Eine teuflische Art der Erklärung der Shoa, der Morane auch gleich widerspricht „Niemand ist zum Bösen auserwählt...“ (143)

Lothar Schönes Roman lebt zum Teil von rabbinischer Weisheit, manchmal auch von rabbinischer Sophisterei. Das sind keineswegs die schlechtesten Stellen. Insgesamt aber ist der Roman ein Buch, das sich Fragen stellt, die in anderen literarischen Texten meist verdeckt und eher zaghaft angesprochen werden. Wäre es nicht ein zu negativ besetzter Begriff, müsste Schönes Roman als religiöser Roman bezeichnet werden.

So weise ich hier auf ein spannendes, gut gemachtes Buch hin, das den Leser und die Leserin fragend zurück lässt. Aber dazu, auch dazu ist Literatur ja wohl da. Sie ist (s.o.) eben nicht bloß Konstruktion von Realität, um die Welt fassbarer zu machen, sondern mindestens in gleicher Weise Dekonstruktion lieb gewordener Wahrnehmungen und Interpretationen.

Michael Krämer